

Geschichten – Schichten – Verdichten

Auf einen Espresso mit der Architektin Astrid Bornheim zur Atmosphäre von Bibliotheken

Die Architektin Astrid Bornheim war Meisterschülerin bei Wolf D. Prix von Coop Himmelb(l)au, an der Universität für Angewandte Kunst in Wien. Sie lehrte experimentelles Entwerfen an diversen Universitäten in Deutschland und an der Nottingham School of Architecture. Heute lehrt sie an der Bochum University of Applied Sciences die Fächer Ausstellungsarchitektur und kuratorische Praxis. Schwerpunkte ihrer mit zahlreichen internationalen Architekturpreisen ausgezeichneten Arbeit sind Museumsarchitektur, Ausstellungsinszenierung und Räume zur Wissensvermittlung. So wurde sie unter anderem mit dem Entwurf des Bibliotheksmuseums der Berliner Staatsbibliothek und dessen kuratorischem Konzept beauftragt.



Auf einen Espresso mit Astrid Bornheim.

Dirk Wissen: An welchem Projekt arbeiten Sie aktuell?

Astrid Bornheim: Aktuell arbeite ich mit Studierenden an einem Ausstellungsprojekt, bei dem wir »Die Entdeckung der Welt« von Daniel Kehlmann behandeln und seinen Text in verschiedene architektonische Modelle übersetzen. Es gibt in dem Roman mehrere Passagen, in denen die Raumatmosphären, wie Maße und Maßstäblichkeiten oder die Konstruktion, dass sich Dinge aus zwei Perspektiven betrachten lassen, thematisiert werden. Und überhaupt ist der Begriff der »Narration« für das Ausstellungsmachen sehr wichtig. Doch gehört das nicht unbedingt zum Ausbildungskanon im Studium der

Architektur und so haben wir dies exemplarisch in der Staatsbibliothek, im Foyer des Scharoun-Baus betrachtet, indem wir dessen Ausstellungsraum gedanklich für mögliche Ausstellungen genutzt haben.

Sie sprechen von der Berliner Staatsbibliothek am Potsdamer Platz und nicht von der in Göttingen, in der Kehlmann recherchierte und teilweise auch sein Buch schrieb?

Genau, ich meine die Staatsbibliothek von Hans Scharoun gegenüber der Nationalgalerie in Berlin und auch nicht den Standort der Staatsbibliothek »Unter den Linden«, wo unser Büro Raumkonzepte für das Bibliotheksmuseum entwickelt hat. Aber die Bibliothek in Göttingen wäre natürlich auch interessant für dieses Projekt. Zum Thema »Gauß« bin ich gekommen, da ich in Braunschweig als Tutorin Bauingenieure in Darstellender Geometrie unterrichtet habe und gegenüber der Universitätsbibliothek im Foyer des Altbaus der berühmte »Gaußpunkt« markiert ist. Ein spannender Ort, um über Perspektivwechsel und Standpunkte zu reflektieren. Diese interessante Idee der Standortbestimmung kann man auch in der Universitätsbibliothek nachvollziehen mit ihren ausgesteckten Kuben, die von Doktoranden als Zellen genutzt werden können – ein heute wieder ganz aktueller Umgang mit Nähe und Distanz. Diese spannende Architektur der Nachkriegszeit bot in den 1960er-Jahren so etwas wie eine Aufbruchstimmung für Schulen, Hochschulen und Universitäten und deren Bibliotheksbauten drücken den damaligen Hunger nach Bildung aus.

Und was drückt die neue Bibliothek der Hochschule der Künste in Braunschweig für Sie aus?

Gegenüber der typischen Nachkriegsmoderne der Universitätsbibliothek zeigt dieser Bau einen ganz charakteristischen Raumkubus, in dem



Hochschule für Bildende Künste, Braunschweig

man sich konzentrieren kann. Früher befand sich die Bibliothek der HdK in einem Kellergeschoss und hatte auch kein eigenes Haus. Um so schöner ist es nun, dieses lichtdurchflutete Gebäude zu betrachten. Es ist ein Beispiel dafür, dass sich in der Architektur von Bibliotheken enorm viel getan hat. Schauen Sie sich beispielsweise auch die Stadtbibliothek in Stuttgart an oder die Bibliothek der Wirtschaftsuniversität in Wien von Zaha Hadid.

Als Sie in Wien studierten, haben Sie auch Zaha Hadid persönlich kennengelernt?

Ja, sie war Professorin an der Universität für angewandte Kunst. Und beeindruckend ist bei ihr nicht nur ihre Architektur, ich habe auch immer bewundert, mit was für einer Radikalität und Konzentration sie lange Zeit über ihr grafisches und zeichnerisches Werk gearbeitet hat.

Über Jahre wurden ihre Projekte baulich ja gar nicht umgesetzt ...

Wir werden uns wieder daran gewöhnen müssen, dass Qualität gerade in solchen komplexen Ausbildungsberufen ihre Zeit benötigt, bis sie umgesetzt werden kann.

Das sieht man an vielen Bauvorhaben ...

Bauvorhaben sind nicht mit einem schnellen Instagram-Foto zu erledigen. Wesentlich ist eine künstlerische Haltung und ein kulturelles und gesellschaftliches Verständnis. Und es sind naturwissenschaftliches und ingenieurwissenschaftliches Denken erforderlich. Im Idealfall, wenn es in eine Selbstständigkeit führt, benötigt man auch Managementqualitäten und Qualitäten in der Personalführung.

Und für das Bibliotheksmuseum, mussten Sie dazu auch noch ein

bibliothekarisches und museales Verständnis mitbringen?

Das betrifft grundsätzlich jede Bauaufgabe, dass weiterführende Kenntnisse oder ein hierzu nötiges Verständnis hinzukommt. Wenn ich eine Schule oder Bildungsakademie baue, dann ist mir der Dialog mit den Auftraggebern und den Nutzern des Gebäudes sehr wichtig.

Im Titel des Konzepts zum Bibliotheksmuseum wird der Nutzer als »Jeder« definiert ...

Zunächst ist das eine Vorgabe vom Auftraggeber. Wir haben in der ganz frühen Phase des Wettbewerbs Diagramme erstellt, wie die Wegführung für Eltern mit Kindern funktioniert, wie die Aufenthaltsdauer für den Forscher sein kann, der vielleicht nur genau ein Exponat gezielt ansteuern und betrachten möchte. Und dann gibt es natürlich vor allem die Flaneure. Das war für uns damals eine ganz wichtige Zielgruppe, die aus dem Stadtraum kommend »Unter den Linden« entlang geht und sich erstmal durch diverse Höfe des Bibliotheksbaus in den Innenhof begibt, um dann erst ins Museum zu kommen.

Im Zeitraum von 2009, als Ihr Entwurf angenommen wurde, bis 2021, wenn das Museum eröffnet werden soll, haben sich doch bestimmt manche Ansprüche verändert. Plötzlich steht das Funktionieren einer Brandmeldeanlage im Fokus oder gut durchlüftet zu können?

In einem solchen jahrelangen Prozess muss immer wieder etwas umgeplant werden. Als der Wettbewerb startete, war zum Beispiel das Thema »Barrierefreiheit« noch nicht in der aktuellen Art präsent. Das wurde neu eingearbeitet. Zudem gab es Überlegungen, ob das Museum Eintritt kosten wird oder nicht. Neue Aspekte werden natürlich bei solchen Gebäuden diskutiert und gehören zu einem normalen Umsetzungsprozess dazu. Was mir aber als Idee von Beginn an wichtig war, ist das Erzählen von Geschichten in Schichten – in räumlichen Schichten. Das ist wie der architektonische Gencode, der wurde nicht verändert und ist beibehalten worden. Funktionale Dinge ändern sich, Nutzerverhalten ändern sich und Pandemien

kommen und gehen wieder. So etwas muss innerhalb eines guten architektonischen Konzepts adaptierbar sein. So geht man durch die verschiedenen Raumschichten, die die Bibliotheksgeschichte erzählen. In der Rotunde haben wir anstelle eines Buch-Exponats in dem Entwurf eine Soundinstallation mit Textinszenierungen angedacht.

Trotz Soundinstallation werden doch vor allem Texte und Bücher ausgestellt. Wird es also statt eines Bibliotheksmuseums eher ein »Papiermuseum« sein, in dem die Gutenbergbibel, Handschriften der Humboldt-Brüder oder Ähnliches zu sehen sein werden?

In unserem Konzept haben wir Exponate vorgesehen, die nicht nur wertvoll, sondern auch empfindlich sind und bei denen es auch wichtig ist, in welchem Rhythmus man die Ausstellungsräume damit bestückt. Es sind alles Exponate, die sich auch mit der Bibliothekshistorie befassen und anhand derer die Besucher die Geschichte der Staatsbibliothek kennenlernen können.

Und nun muss zudem dafür gesorgt werden, dass Abstände eingehalten werden können und genügend gelüftet wird?

In der Statik, in der Sicherheitstechnik, in der technischen Gebäudeausrüstung wird immer mit Fachingenieuren zusammengearbeitet, die auf Grundlage einer räumlichen Idee ihre jeweiligen Konzepte entwickeln. Und immer da, wo es Konfliktpunkte gibt, ist es wichtig zu kommunizieren. Ich hoffe, es wird ein sehr lebendiges Museum.

Wird es, um sich konzentrieren zu können, in diesem lebendigen Museum, auch so etwas wie einen Soloworking-Space geben?

Wir haben Schubfächer geplant, die man aktiv herausziehen kann, in denen aber die Exponate geschützt bleiben. So ist es möglich, sich einen ersten Eindruck zu verschaffen. Doch wenn es dann in die konkrete Forschung geht, ist die Staatsbibliothek »Unter den Linden« der Ansprechpartner und der Ort, um dort konzentriert arbeiten zu können.



Staatsbibliothek zu Berlin, Unter den Linden



Universitätsbibliothek, Braunschweig



Stadtbibliothek am Mailänder Platz, Stuttgart



Staats- und Universitätsbibliothek, Göttingen

Und was ist Ihnen für das Museumskonzept am wichtigsten?

Sehr wichtig ist mir die Beziehung zwischen dem Besucher, dem Raum und dem Ausstellungsobjekt. Eine Idee des Entwurfs ist es zum Beispiel, in der Rotunde eine ruhige und konzentrierte Atmosphäre zu inszenieren und durch das Reduzieren von visuellen Eindrücken eine Fokussierung auf den Raumklang zu erreichen.

Lässt sich manche Zone vielleicht auch als »Lab« oder »Factory« bezeichnen?

Sprechen wir nicht von Zone oder Lab, sondern besser von Bereich. Das ist ein neutralerer Begriff. Es ist nicht die Idee, etwas Modisches zu erzeugen, was schnell wieder austauschbar ist. Unser Entwurf für das Bibliotheksmuseum hat einen ganz anderen Anspruch, die Staatsbibliothek denkt in Jahrhunderten.

Wenn wir nicht Jahrhunderte, aber einige Jahrzehnte vorausdenken, wie wird die Rolle der Bibliotheken in der Stadt der Zukunft beziehungsweise der »Smart City« aussehen?

Für mich ist grundsätzlich eine Bibliothek in der Stadt ein Freiraum, ein geschützter Raum, der Menschen die Möglichkeit gibt, sich auf sich selbst zu fokussieren. »Smart City« beinhaltet aber auch spannende Ideen, wie das Entwickeln von neuen Sharing-Kulturen und diese liegen ja in der DNA von Bibliotheken. Hier wurde das Teilen und Teilhaben geradezu erfunden. Bezogen auf Architektur und Raumangebote einer smarten Bibliothek in einer »Smart City« heißt das, die Entwicklung von offenen Raumangeboten jenseits der klassischen Bibliotheksnutzung anzubieten und diese mit einer Stadtgesellschaft zu teilen, zum Beispiel Räume für Initiativen, Kreativräume wie Makerspaces und Räume für Wissensvermittlung und Bildungsangebote. Eine Bibliothek sollte nicht ein Raumprogramm zur vermeintlichen Selbstoptimierung bieten, sondern ein Ort der Resilienz sein, resiliente, intelligente, das heißt offene architektonische Strukturen anbieten und die Kreativität anregen können. Das bedeutet nicht, Räume von atmosphärischer Neutralität, sondern im Gegenteil

von atmosphärischer Dichte zu entwerfen. Architektur ist nur dann nachhaltig, also smart, wenn sie in längeren Lebenszyklen denkt als selbstoptimierte Produktangebote.

Und wie soll bei den gegebenen fünf »Zeitzone« des Museumskonzepts die Zukunft dargestellt werden?

Stimmt, auch die Zukunft ist ein Teil unseres Konzepts und wir wollten mit unserem Wettbewerbsbeitrag tatsächlich hier über eine Entmaterialisierung gehen, dass man etwas physisch erfahren kann und von der Raumtiefe wegkommt zu einer flachen Scheibe. Der Bildschirm und auch die Vitrinen werden in diesem Bereich schmaler.

Erhält das eigene Handy hierbei eine Funktion, um nicht fremde Geräte in die Hand nehmen zu müssen?

Die Medienbespielung ist nicht Teil unseres architektonischen Entwurfs. Ein Medienkonzept war aber angedacht und erwünscht.

Und dass Menschen sich mit ihrem Handy von außen ins Innere hinein-führen lassen, um so eine weitere Form des virtuellen Zugangs zu erhalten ...

So etwas war nicht Teil unserer Planungsvorgaben. Dass man so eine crossmediale Inszenierung umsetzt, finde ich aber wahnsinnig spannend und ist tatsächlich das, was ich aktuell mit meinen Studierenden in Bochum entwickle: Die Erstellung von Konzepten zu »Crossmedialen Inszenierungen« durch das Abfotografieren von Raumecken, um dies mit weiterführenden Informationen verknüpfen zu können, ähnlich, wie mit einem QR-Code.

Crossmediale Inszenierungen könnten sich nicht nur auf die Ausstellung und das Gebäude beziehen, auch auf die Umgebung, deren historisches Umfeld, die Stadtentwicklung und weitere Angebote der umliegenden Straßen?

Ja, das stimmt. Und die Leute kommen aus der Straße »Unter den Linden« und haben verschiedene Raumsequenzen physisch durchlaufen, wie die typische Berliner »Blockrandbebauung«.

Deshalb bauen wir das Museum schichtenweise auf. Genauso wie »Unter den Linden« eine Achse darstellt, gibt es eine Achse im Museum, als würde man durch Berliner Hinterhöfe Schicht für Schicht immer weiter in die Geschichte der Bibliothek eindringen.

In der Nähe der Achse »Unter den Linden« befindet sich die »Alte Universitätsbibliothek«, der Bebelplatz mit dem Mahnmahl der verbrannten Bücher, das Humboldt-Forum sowie das Reiterstandbild Friedrichs des Großen. Ist für Sie eine solche Statue im Straßenbild ein künstlerisches Vorbild?

Nein, da finde ich die Arbeiten von Rachel Whiteread interessanter. Sie hat in Wien das Holocaustdenkmal und in Münster im Museum dieses Regal gestaltet. Es sind Abgüsse einer Bibliotheksform, die mich wirklich beeindruckt und ich finde es wahnsinnig spannend, wie sie in Frage stellt, was noch existiert, wenn in einer Bibliothek die Bücher nicht mehr da sein werden? Denn eine Bibliothek ist ja noch viel mehr als eine Büchersammlung in Regalen.

Wird von Rachel Whiteread etwas im Bibliotheksmuseum zu sehen sein?

Leider nicht. Sie ist eine Künstlerin, mit der ich mich unabhängig vom Bibliotheksmuseum auch bei anderen architektonischen Projekten beschäftige. Ich selber gieße aus keramischer Gießmasse meine Skizzenmodelle und thematisiere so Zwischenräume, wodurch eine Negativform entsteht. Es ist mir wichtig, den erlebbaren Raum und dessen Umkehrung sichtbar zu machen und ein Gefühl dafür zu bekommen, dass auch ein »Negativ-Raum« existiert.

Und gibt es für Sie vorbildliche Bibliotheksgebäude, die Sie als »Positiv-Räume« verstehen?

Mich fasziniert das Bibliotheksgebäude von Aby Warburg in Hamburg. Bei dieser Bibliothek von Warburg steht auf der einen Seite eine Technik dahinter, die für die damalige Zeit wirklich modern bzw. innovativ war. Auf der anderen Seite hat diese Bibliothek ein merkwürdiges Kriterium einer damals nicht ganz

FOYER WISSEN FRAGT ...?

üblichen Sortierung genutzt, indem sie Dinge nebeneinanderstellte, die nicht unmittelbar zusammengehörten, was wiederum einen kreativen Prozess der Betrachtung angeregt hat. Und was mich auch interessiert, ist die Frage, was ist die kleinste Vorstellung von Bibliothek? Wieviel Buch, Raum, Regal und Interaktionen mit Menschen muss es geben, um eine Bibliothek definieren zu können? Was ist eine Mikrobibliothek bzw. was könnten wir als solche bezeichnen? Und was kann sie als kreative Zelle bewirken?

Geht es bei diesem Gedanken um den physischen Bestand und weniger um eine »Digitale Bibliothek«?

Das ist genau die Frage, die in Zeiten der digitalen Informationen gestellt werden muss. In wie weit noch das physische Buch benötigt wird oder ob man mit einer digitalen Darstellung eines Buches genauso leben kann? Meine Erfahrung ist, dass das physische Buch, die Bewegung durch den Bibliotheksraum, das Sitzen in einem solchen Raum, das Nachfragenkönnen bei einer Person, die Kommunikation mit den Bibliothekaren zu ganz anderen Erkenntnisprozessen führt und besser funktioniert, als wenn man isoliert vor dem Bildschirm sitzt. Es ist digital viel schwieriger, sich zu konzentrieren und auch sich einen Überblick zu einer Thematik zu verschaffen.

Und Bibliotheken bieten diesen Überblick...

Bibliotheken sind großartige Orte, um Überblicke zu erzeugen. Das ist auch eine Schlüsselqualifikation, sich einen Überblick verschaffen zu können, denn dieses »alles ist jederzeit verfügbar« führt nicht dazu, dass man sich Überblicke verschaffen kann.

Wenn der Überblick verloren geht, wird gerne mal Papier zerknüllt. Haben Sie bei ihrem Planungsprozess für das Museum viel Papier zerknüllt?

Oh, ja natürlich, der Planungsprozess, das Entwerfen beinhaltet immer auch das Verwerfen. Das gibt es natürlich auch bei digitalen Prozessen. Aber ich zeichne tatsächlich selbst noch viel mit der Hand, parallel zu den rein digitalen Entwurfszeichnungen in unserem Büro.

Ich arbeite immer erst an einem physischen Prozess und interessanter Weise nicht nur auf dem Papier, sondern auch mit unzähligen Modellen, die gebaut werden. Die sind für die interne Kommunikation genauso wie für Auftraggeber und Nutzer gedacht. Durch das Lesen von Bildern gegenüber dem Lesen von Text und dem Lesen von Grundrissen, werden hier komplett unterschiedliche Wahrnehmungsbereiche berührt.

Und es dauert ja auch länger, Texte zu lesen, diese zu begreifen, um sich Vorstellungsbilder machen zu können ...

Als Architekt hat man ein ganz anderes Gefühl dafür, wie die Raumproportionen sind, doch genau diese Vorstellung müssen sich ja auch die Auftraggeber und Nutzer machen können. Das kann aber nicht jeder Gesprächspartner, der an einem solchen Planungsprozess beteiligt ist. Da hilft ein physisches Modell mit einer Maßstabsfigur, die das anschaulich macht.

Stadtgesellschaften verändern sich und in ihnen auch das städtische Leben und Arbeiten, wie zum Beispiel durch Coworking Spaces ...

Coworking Spaces finde ich spannend. Aber das Thema ist älter als viele glauben. Das ist vielleicht nur ein modischer Begriff. Ich habe ja an der Universität für Angewandte Kunst in Wien studiert und dort gab es ein Café, das wie ein »Coworking Space« funktionierte. Zudem ist meine Studentengruppe immer ins »Café Prückel« gegenüber gegangen. Davor hatte ich an der TU Wien studiert und von da aus sind wir ins »Café Sperl« gegangen. Diese Cafés boten alles an Infrastruktur, was man brauchte. Die Zeitungen zur Information, den Billardtisch zur Unterhaltung, das Essen und die Informationen zwischen den Studierenden, ob es sich lohne, eine Vorlesung zu besuchen oder nicht.

Mit anderen Worten, Coworking gab es bereits, bevor Thomas Bernhard im Bräunerhof anzutreffen war oder Kafka im Central saß – nur heute kommt neben Kaffee, Wärme und anderer Aufenthaltsqualität noch das WLAN hinzu ...



Stadsbibliotek, Stockholm



Staatsbibliothek zu Berlin, Potsdamer Platz



Alte Königliche Hofbibliothek, Berlin



Leseraum der Gedächtniskirche, Berlin



Eine Skulptur von Rachel Whiteread im LWL-Museum für Kunst und Kultur in Münster.

Ja, genau, das ist der einzige Unterschied. Und das gibt es auch in vielen anderen Städten. Ich liebe in Triest das »Antico Café San Marco«, welches für James Joyce und alle irischen Autoren der Coworking Space schlechthin gewesen ist. Ich glaube, dass es solche Orte auch noch länger geben wird. Ich finde tatsächlich, dass dies heutzutage auch Gemeindebibliotheken oder Schulbibliotheken erfüllen könnten, indem sie statt um 16 oder 18 Uhr erst später schließen, um die Bibliotheken noch nutzbarer zu machen und auch andere Zielgruppen zu erreichen.

War für Sie in Wien auch das »Café Museum« mit dem »Brockhaus Salon« ein Coworking-Café?

Als Studentin habe ich in Wien bei Professor Gunther Wawrik gearbeitet, dessen Architekturbüro gegenüber dem Majolikahaus lag. Mit ihm sind wir weniger ins »Café Museum«, sondern meist über den Naschmarkt rüber ins »Café Drechsler« gegangen. Und da war was los – da waren Bauarbeiter, Theaterschauspieler, Fischverkäufer des Naschmarkts und wir Architekten. In ein Café zu gehen, das ist Lebensqualität. Und in Berlin, da gehe ich gern ins »Lois« oder ins »Sankt Oberholz« in der Zehdenicker Straße, was ja auch ein Coworking Space schlechthin ist.

Ihre Meinung: Haben Sie ein Herzensbuch? Schreiben Sie an: bub@bib-info.de

Das »Sankt Oberholz« am Rosenthaler Platz gilt ja als einer der ersten Coworking Spaces der Welt, bei dem man sich einmieten kann, Postkästen erhält und weiteres an Infrastruktur. Wo man nicht den Kaffee, sondern den Arbeitsplatz bezahlt ...

Und als Nichtmieter kann man einfach diese Betontribüne nutzen, was ich sehr gerne mache, um da zu arbeiten. Das ist eine Raumebene, die frei zugänglich ist. Und das bietet ähnlich wie das Wiener Kaffeehaus, für sich sein zu können, aber doch mittendrin im öffentlichen Raum zu sein, als kreative Schnittstelle. Dies finde ich als Arbeits- und Lebensform ganz spannend. Ich brauche das hin und wieder für meinen kreativen Prozess. Im Beobachten von Gesten, von Haltungen – wie jemand sitzt oder wie jemand steht. Wie trinkt der eine Mensch seinen Kaffee und wie der andere – dadurch kommt man auf neue Ideen. Da kann ich mich bei einem Espresso fragen, wie wohl Gunnar Asplund auf seine Ideen für die Bibliothek in Stockholm kam, die ja auf einem eindrucksvollen Raumkonzept beruht. Diese Auseinandersetzung mit der Präsentation der Bücher unter der Kuppel in der Rotunde ist fantastisch. Denn diese Rotunde in der Bibliothek in Stockholm ermöglicht auch eine einzigartige Bewegung im Raum.

Und der Zugang zu dieser Bibliothek, wenn man die Treppe dort hochschreitet und in die Rotunde gelangt, wie würden Sie das bezeichnen, was da mit einem passiert?

Ich finde, es geht in dieser Bibliothek nicht nur um den physischen Zugang, sondern vor allem darum, sich einen Überblick verschaffen zu können, also sich orientieren und ausrichten zu können. Und über diese helle Großzügigkeit hinaus wird auch das sich Bewegen in der Landschaft thematisiert. Man merkt in der Architektur der Skandinavier ganz stark die Verknüpfungen mit der Natur, der Landschaft und einer gewissen Weite. Ich finde es inspirierend, wie dieses skandinavische Denken von Transparenz, Klarheit, Direktheit, Verknüpfung und Bewegung in der Landschaft ganz großartig herauskommt. Das ist eine Großzügigkeit im Denken und in gesellschaftlichen Prozessen.

Neben den Rotunden ist eine weitere typische Form für Bibliotheksbauten der Kubus – wie wesentlich ist die Formgebung für Bibliotheken?

Diese Formgebung des Kubus kenne ich nicht nur aus Braunschweig, sondern auch von der Stuttgarter Stadtbibliothek. Doch nicht nur die Formgebung, wie bspw. die der Berliner Gedächtniskirche von Egon Eiermann, welche ja auch eine kleine Bibliothek im Untergeschoss hatte, sondern vor allem das Bibliothekskonzept ist wesentlich. In Stuttgart hat beispielsweise die Bibliothek der Akademie Schloss Solitude ein ganz charmanter Bibliothekskonzept. Jeder Stipendiat kann einen Buchvorschlag nach seinem Stipendium hinterlassen. Dieser an sich winzige Raum hat sich so über die Jahre mit Erinnerungsstücken an Ideen gefüllt. So sind die skurrilsten Sachen, wie Comics von Chris Ware bis hin zu Büchern über Abschiedsbriefe hinterlassen worden und nicht nur Vorschläge zur Kunst. Die meisten davon sind wirkliche Herzensbücher.

Frau Bornheim, ich danke Ihnen.



Freuen Sie sich auf die nächste Folge von »Wissen fragt ...?«. Fotos: Dirk Wissen